

I. EINLEITUNG

Einführung und Fragestellung

Im Frühjahr 1861 schienen die Vereinigten Staaten in zwei Welten zu zerfallen, verbrüdet und dennoch verfeindet. „We separated because of incompatibility of temper“, schrieb die Tagebuchchronistin Mary Boykin Chesnut aus South Carolina melancholisch nieder: „We are divorced, North from South, because we hated each other so.“¹

Vor allem die Südstaatler zogen hier Parallelen zum Abfall der Kolonien von Großbritannien fünfundachtzig Jahre zuvor. Auch damals, so sahen sie es, war das Ideal der Freiheit von einer korrupten Clique verraten und das Ende einer gemeinsamen Ära erzwungen worden.² Ebenso wie sie 1861 nur schwer von der Union loszulassen vermochten, hatte ihre Englandnostalgie nach 1776 noch lange nachgewirkt: „With all her faults; with all her corruptions“, fragte der Jurist John Randolph Tucker 1851 in einem Vortrag an der *University of Virginia*, „where in European civilization have the principles of a noble and conservative freedom been more highly developed than in our own father-land?“³

Diese „noble und konservative Freiheit“ schien ihnen in der „Yankee-Republik“ längst abhanden gekommen zu sein. Aber selbst in England, dem traditionellen Freiheitshort, hatten sie in den letzten Jahrzehnten vor der Sezession kaum noch eine Bestätigung ihres Selbstbildes gefunden. Scheinbar beherrscht von den „Mächte[n] des Industrialismus, der Zentralisation und dem Drang nach Nivellierung“⁴, war das abolitionistische Großbritannien in einen provozierenden Gegenentwurf zum agrarischen Sklavenhaltersüden verwandelt worden. Weil sie die Fundamente ihrer Kultur und ihrer Gesellschaft aus europäischen und vor allem englischen Vorbildern ableiteten, reagierten die weißen Südstaatler besonders empört, wenn ausgerechnet von dieser Seite Klage gegen die Sklaverei erhoben wurde. In ihren Augen führten sie eine

1 Vann Woodward (Hg.), *Mary Chesnut's Civil War*, 25.

2 So vermerkte der spätere Finanzminister der Konföderation, Christopher G. Memminger aus Virginia, anlässlich der Territorialkrise von 1850: „England persisted in her wrongs; the Colonies called a Congress from among themselves, which determined upon secession from that Union. [...] The analogy between the two cases will be found upon examination close, if not perfect.“ Rede C. G. Memmingers in Pendleton, Virginia, 01.10.1850, in: *Charleston Mercury*, 10.10.1850.

3 Tucker, *An Address Delivered before the Society of Alumni of the University of Virginia*, 28th June, 1851, Tucker Family Papers, Box 1, Southern Historical Collection, UNC (Hervorhebung im Original).

4 Kirk, *Lebendiges politisches Erbe*, 9.

Lebensweise fort, die in der gesamten atlantischen Welt über Jahrhunderte hinweg verbreitet gewesen war. Über Nacht schienen sich die Regeln geändert zu haben.⁵ Nicht zuletzt deshalb sehnten sich Intellektuelle wie der Universitätsgelehrte Nathaniel Beverley Tucker aus Virginia nach der „high, bold, manly morality of *Old England* (not *New England*, or *modern England*)“.⁶

Das schwierige, ambivalente und äußerst widersprüchliche Beziehungsgeflecht zwischen dem Süden und Großbritannien gewann in den Jahren von 1861 bis 1865 historische Bedeutung. Der Bürgerkrieg wurde nämlich auch auf dem außenpolitischen Schlachtfeld ausgetragen. Eine Intervention von Europas Mächten unter britischer Führung, wie sie auf beiden Seiten des Atlantiks kontrovers diskutiert wurde, hätte unabsehbare Folgen für den weiteren Verlauf der Geschichte haben können.⁷ Zwei Generationen nach der Amerikanischen Revolution trat ein Teil der Staaten, die damals ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, in einen „zweiten Unabhängigkeitskrieg“ ein, dessen Ausgang nicht unwesentlich vom Verhalten des alten Gegners aus dem „ersten“ Sezessionskonflikt abhing.

Für die historische Pikanterie dieser Konstellation besaßen die Südstaatler freilich kein Gespür. Bevor der erste Schuss überhaupt gefallen war, betrachteten sie die Anerkennung ihrer Konföderation durch das Ausland als notwendige Ehrbezeugung und damit als „vorausgesetzte Tatsache“.⁸ Darüber hinaus gaben sie sich mehr oder minder vorbehaltlos der Annahme hin, die Abhängigkeit der britischen Textilindustrie von amerikanischer Rohbaumwolle würde die Regierung in London alsbald zu einer pro-südstaatlichen Intervention zwingen, sei es in Form der Anerkennung, einer Militäraktion zur Sicherung der Handelswege oder gar eines formellen Bündnisses. In einer extremen, aber durchaus repräsentativen Diktion berauschte sich der *Charleston Mercury* an der Allmacht des Südens: „[T]he Confederate States are a Power on the earth – and the most important Power on the earth – and the most important Power to them the sun shines upon.“⁹ Als Großbritannien im Laufe des Krieges jedoch nicht intervenierte, sondern neutral blieb, griffen sie auf eine Reihe von negativen Englandbildern zurück, die ihnen diese „zynische“ und „kalte“ Neutralität zu erklären halfen.

5 Vgl. so Ayers, *What We Talk about When We talk about the South*, 75 f.

6 Nathaniel B. Tucker, Rez. v. Macaulay's *History of England*, in: *Southern Quarterly Review* 7 (1849), 374–410, hier 407 (Hervorhebungen im Original).

7 In der begrifflichen Polarisierung zwischen „Neutralität“ und „Intervention“ wird die diplomatische Anerkennung des Südens im Folgenden der „Intervention“ zugerechnet, was dem Konsens der Bürgerkriegsforschung entspricht. Erwähnt sei das deshalb, weil die völkerrechtliche Anerkennung einer kriegführenden Partei durch einen Drittstaat *per definitionem* noch keine Abkehr von dessen Neutralität bedeuten muss.

8 So fasste die Ehefrau des Konföderationspräsidenten Jefferson Davis die außenpolitische Erwartungshaltung ihres Mannes rückblickend zusammen. Vgl. Davis, *Memoir*, Bd. 2, 160.

9 *Charleston Mercury*, 04.06.1861.

Das Ringen um Ehre und Anerkennung, wie es die Konföderierten auf der auswärtigen Bühne austrugen, hatte also viel mit kulturell fundierten Annahmen und Bildern zu tun. Mehr als es bisher gewürdigt worden ist, fiel der internationalen Politik in den Jahren 1861 bis 1865 kriegsentscheidende Bedeutung zu. Ein Desiderat der Forschung aufgreifend, beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit den auf England bezogenen Vorstellungswelten derjenigen Südstaatler, die für die Außenpolitik der Bürgerkriegszeit auf geistiger und operativer Basis Verantwortung trugen. Sie untersucht Herkunft und Entwicklung ihrer Englandbilder¹⁰ und legt die (entscheidenden) Stellen frei, an denen die Perzeption von den Realitäten der internationalen Politik abwich. Auf diese Weise rückt sie den konkreten Zusammenhang zwischen „selektive[r] Wahrnehmung und politische[m] Handeln“ in den Blickpunkt, der sich aus dem „sozialen Umfeld, [den] kollektiven Mentalitäten und Ideologien“ – in anderen Worten: der Kultur – einer Gesellschaft ergibt.¹¹

Die kulturelle Prägung des Südens in atlantischer Perspektive

Wer die kulturellen Paradigmen der konföderierten Englandpolitik verstehen möchte, muss weit in die Geschichte der Antebellum-Republik zurückgreifen. Gerade im Hinblick auf die Englandbilder nahmen die Ideenstränge, die sich 1861 in der Außenpolitik der Südstaaten zusammenzogen, in einer anderen Epoche ihren Anfang. Seit dem Unabhängigkeitskrieg war England eine Projektionsfläche für die ambivalenten Gefühlsregungen jener Amerikaner, die über den Atlantik hinweg ihren Blick „in einen Spiegel“ richteten, in dem sie „gewissermaßen ihr ‚alter ego‘ sahen“.¹² Mit der Paradoxie dieser Beziehung wurden vor allem Reisende aus der Neuen Welt konfrontiert, die ihre Eindrücke aus den Kulturlandschaften Englands mit einer Mischung aus Faszination und Abneigung, aus Nähe und Distanz zu Papier brachten.¹³ Ihre Erfahrungen

10 Der Sprache der Quellen entsprechend, werden „England“ und „Großbritannien“ hier als synonyme Begriffe verwendet. Auch wenn die Zeitgenossen im Süden von „Großbritannien“ sprachen, identifizierten sie die Engländer als eigentliche Träger der britischen Macht. Eine gewisse Differenzierung ist in einzelnen Fällen notwendig. So speiste sich die Anglophobie in den Baumwollstaaten nicht zuletzt aus der iroschottischen Herkunft vieler Pflanzer. Insofern klagten sie *Great Britain* als imperialen und sklave-reifeindlichen Staat an, identifizierten sich aber mit den schottischen und irischen Bevölkerungsteilen.

11 Niedhart, *Selektive Wahrnehmung und politisches Handeln*, 146.

12 Heideking, *Englandbild in der nordamerikanischen Publizistik zur Zeit der Revolution*, 181.

13 Zur anglo-amerikanischen Reiseliteratur im 18. und 19. Jahrhundert vgl. Ziff, *Return Passages*; Mulvey, *Anglo-American Landscapes*; Schmeller, *Perceptions of Race and Nation in English and American Travel Writer*. Zu den europäischen Vorbildern vgl. Black, *The British Abroad*; Hibbert, *Gentleman's Europareise*.

in der Fremde koppelten sich fast immer an Probleme der eigenen Identität: Das, was sie in den Metropolen der britischen Insel (und des Kontinents) als abstoßende Symptome einer modernen Zeit verachteten, zogen sie heran, um den unverdorbenen und reinen Charakter Amerikas zu loben. Die Bewunderung hingegen, die Londons Weltläufigkeit den Besuchern aus Boston, Baltimore oder Richmond abrang, speiste ihre Scham über die provinziellen und rückständigen Züge ihrer Heimat. Zweifellos handelte es sich hierbei um ein nationales, aus dem komplexen Erbe der Amerikanischen Revolution erwachsenes Phänomen. Wie zu zeigen sein wird, entluden sich diese Spannungen im traditionsbewussten Sklavenhaltersüden jedoch besonders heftig.

Seine vielschichtige Fixierung auf England legt es nahe, die Geschichte des amerikanischen Südens in atlantischen Bezügen zu verorten. Weil die Politiker, Diplomaten und Publizisten ihre Heimat zwar als etwas Besonderes beschrieben, zugleich aber auch als einen historisch verwachsenen Bestandteil der größeren atlantischen Welt verstanden, können ihre Wahrnehmungsperspektiven anhand der Überlegungen für eine „atlantische Geschichtsschreibung“ erforscht werden.

Traditionell gilt das Interesse der nach dem Zweiten Weltkrieg unter den Vorzeichen des Ost-West-Konflikts etablierten *Atlantic History* den Verflechtungen zwischen den „beiden Pole[n] der westlichen Welt: Europa und Nordamerika“.¹⁴ Nachdem sie allerdings in jüngerer Zeit entpolitisiert und konzeptionell schärfer umrissen worden ist¹⁵, beschäftigt sie sich auch vermehrt mit den südatlantischen Kulturkreisen, die durch den weltumspannenden (Sklaven-)Handel mit der nordatlantischen Hemisphäre vernetzt wurden.¹⁶ Das Ineinandergreifen dieser Subregionen bietet gerade für kulturhistorisch inspirierte Untersuchungen ein neues Feld.¹⁷

14 Finzsch/Lehmkuhl/Wellenreuther, Vorwort der Herausgeber, in: Wellenreuther, Niedergang und Aufstieg, viii. Zu dem einflussreichen Deutungsangebot, das die atlantische Geschichte entlang des Zusammenspiels von imperialem Zentrum und kolonialer Peripherie strukturiert, vgl. Bailyn/Green, *Peripheries and Center*. Vgl. die Impulse der atlantischen Geschichte auf ebenso anregende wie problematische Weise in ein genetisches Regionalismusmodell umdeutend Fischer, *Albion's Seed*. Vgl. dazu kritisch *Albion's Seed Forum*, in: *William & Mary Quarterly* 48 (1991), 223–309. Vgl. hingegen Joyner, *The Bold Fischer Man*.

15 Zu den Entwicklungen der *Atlantic History* seit dem Zweiten Weltkrieg vgl. Bailyn, *Idea of Atlantic History*; Pietschmann, *Atlantische Geschichte*, 67f.; Canny, *Atlantic History*, 55 ff.

16 Vgl. pointiert Drescher, *Fragmentation of Atlantic Slavery*, 234f.; Pietschmann, *Introduction*, in: ders., *Atlantic History*, 35; Bailyn, *Atlantic History*, 59 ff.

17 Vgl. Thornton, *Birth of an Atlantic World*; Langley, *Americas in the Age of Revolution*; Elits, *Atlantic History in Global Perspective*, 156. Der Antebellum-Süden lag gleichsam an einer Schnittstelle zwischen den Subregionen des „weißen“ Nord- und des „schwarzen“ Südatlantiks. Insofern fügen sich in einer atlantischen Perspektive ältere und neuere Forschungstendenzen zusammen. Zum „schwarzen Atlantik“ vgl. grundlegend Gilroy, *Black Atlantic*; Gilroy/Camt (Hg.), *Black Atlantic*. Vgl. ferner Fröschl, *Atlantische*

Weil sich die Grundzüge eines „atlantischen Systems“¹⁸ in der Epoche vom 16. bis zum späten 18. Jahrhundert entwickelten, haben sich bisher fast nur Frühneuzeit-Historiker der atlantischen Geschichte angenommen.¹⁹ Eine „intensivere Erforschung des 19. Jahrhunderts unter atlantischen Fragestellungen [...] ist immer noch ein weitgehend ‚weißer Fleck‘ auf der historiographischen Landkarte.“²⁰ Mit den Nationalstaatsgründungen in Nord- und Südamerika wurden die gewachsenen Verflechtungen innerhalb der atlantischen Welt aber nicht einfach durchgetrennt – vor allem nicht im amerikanischen Süden, dessen Gesellschaftsstruktur auch nach der Revolution der Kolonialvergangenheit verpflichtet blieb.²¹

Die vorliegende Untersuchung lässt sich einem Zweig der atlantischen Geschichte zurechnen, der von dem Historiker David Armitage *Cis-Atlantic History* getauft worden ist.²² Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Prozesse und Mechanismen, mittels derer sich „diesseitige“ historische Einheiten über ihre Verbindung zur „jenseitigen“ atlantischen Welt definierten. Sowohl vom europäischen als auch vom amerikanischen Ufer ausgehend, haben Historiker seit den 1950er Jahren dieses Konzept auf überschaubare geographische Räume angewendet, beispielsweise auf Häfen, Städte und Küstenabschnitte. Das Konzept der *Cis-Atlantic History* muss sich aber keinesfalls auf einen mikrohistorischen Zugriff beschränken, sondern kann sich auch auf die Geschichte von Nationen und Staaten beziehen.²³

Geschichte, 7. Vgl. auch Frey/Wood (Hg.), *From Slavery to Emancipation in the Atlantic World*.

- 18 Vgl. bereits von einem atlantischen „System“ sprechend Davis, *Atlantic System*. Vgl. ferner Pietschmann, *History of the Atlantic System*; Solow, *Slavery and the Rise of the Atlantic System*.
- 19 Das gilt für mehrere anregende Sammelbände und Monographien, die den Zeitraum von 1500 bis 1800 abdecken. Vgl. Armitage/Braddick (Hg.), *British Atlantic World*; Benjamin/Hall/Rutherford (Hg.), *Atlantic World in the Age of Empire*; Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*; Canny/Padgen (Hg.), *Colonial Identity in the Atlantic World*; Games, *Migration and the Origins of the Atlantic World*; Kidd, *British Identities Before Nationalism*; Klooster/Padula (Hg.), *Atlantic World*; Mancke/Shammas (Hg.), *Creation of the British Atlantic World*; Pestana, *English Atlantic in the Age of Revolution*; Sarson, *British America*; Seymour, *Transformation of the North Atlantic World*; Taylor, *American Colonies*. Vgl. jetzt umfassend Elliott, *Empires of the Atlantic World*.
- 20 Fröschl, *Atlantische Geschichte*, 8. Vgl. gleich lautend Pietschmann, *Atlantische Geschichte*, 80f.
- 21 Vgl. so für die *Chesapeake* Sarson, *Similarities and Continuities*.
- 22 Für die terminologische Herleitung und die historiographische Konzeptionalisierung der *Cis-Atlantic History* vgl. Armitage, *Three Concepts of Atlantic History*, 21–25.
- 23 Vgl. ebd. 24. Neuere Arbeiten aus amerikanischer Perspektive sind etwa Horn, *Adapting to a New World*; Hatfield, *Atlantic Virginia*; Appelbaum/Sweet (Hg.), *Jamestown and the Making of the North Atlantic World*. Vgl. aus dem Bereich der Historischen Geographie vor allem Meinig, *Atlantic America*, Bd. 1. Eine Schriftenreihe der *University of South Carolina Press* widmet sich seit 2001: *The Carolina Lowcountry and the*

So viel versprechend die Möglichkeiten einer „cis-atlantischen“ Perspektive sein mögen, so klar sind ihre Grenzen. Eine Untersuchung, die anhand der Englandbilder herausfinden möchte, was eine Region über sich selbst dachte, muss vor allem die *inneren* Faktoren berücksichtigen, welche die Sicht auf die *äußere* Welt strukturierten. Für den Süden, der sich seit den Anfängen der englischen Besiedlung im 17. Jahrhundert in einem Spannungsfeld zwischen *innerer* Abschottung und *äußerer* Vernetzung entwickelte, trifft das in besonderem Maße zu.

Dabei hat es den „einen“ Süden als solches nie gegeben, sondern eher mehrere *Souths*²⁴, die durch vieles verbunden, durch manches aber auch getrennt wurden. Kein Historiker könnte die Region heute mehr als homogenen Block beschreiben, ohne neuere Forschungen über ihre innere Differenzierung in geographisch-klimatischer, sozioökonomischer und auch politischer Hinsicht zu ignorieren.²⁵ Es lassen sich drei regionale „Milieus“ unterscheiden, von denen zwei einer älteren atlantisch-karibischen Besiedlungstradition entstammten und eines aus der späteren kontinentalen Migration erwuchs: Virginia, South Carolina und der Baumwollgürtel des Tiefen Südens (Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana).²⁶ Hierin sind die westlichen Grenzstaaten des Oberen Südens – Kentucky, Tennessee oder Missouri ebenso wenig enthalten wie die Küstenstaaten North Carolina und Florida. Einem erklärtermaßen selektiven Zugriff folgend, kann jedoch argumentiert werden, dass sich in den ausgewählten Milieus die Entwicklungstendenzen des Antebellum-Südens repräsentativ bündelten.

Aus den Verflechtungen der älteren Ostküstenkolonien Virginia und South Carolina mit dem Mutterland erwachsen maßgebliche Formkräfte, die trotz verschiedener Modernisierungsschübe während der gesamten Antebellum-Zeit wirkmächtig blieben.²⁷ Das nachhaltigste Erbe der Kolonialära war

Atlantic World. Vgl. bisher Greene/Brana-Shute/Sparks (Hg.), *Money, Trade, and Power; Impact of the Haitian Revolution*.

24 Vgl. pointiert von „many souths“ sprechend Kolchin, *Sphinx on the American Land*, 39–74.

25 Vgl. dazu besonders Freehling, *Road to Disunion I*, 9–37.

26 Die älteren Milieus, Virginia und South Carolina, die sich über einen längeren Zeitraum während der Kolonialzeit formierten, sind deckungsgleich mit den staatlichen Einheiten. Hingegen werden die relativ jungen Staaten aus dem *Louisiana Purchase*, die ihre konstitutive Phase im frühen 19. Jahrhundert durch das Zusammenspiel von Baumwollboom und Sklaventransfer erlebten, zu einem größeren Milieu zusammengefasst. Georgia, das zwar 1776 gemeinsam mit den alten Kolonien an der Rebellion gegen Großbritannien teilgenommen hatte, sozioökonomisch aber eher den neuen Staaten des Golfsüdens ähnelte, nimmt in dieser Aufteilung eine Art Zwischenposition ein.

27 Dass der Süden englische Kultur- und Gesellschaftspraktiken in der Kolonialzeit adaptierte und auch über die Zäsur der Unabhängigkeit hinaus bewahrte bzw. neu anzupassen versuchte, hat die Forschung deutlich erkannt: „From its very beginning, the white South saw itself as a particular strain of British culture, adapting parts of British identity that seemed to fit at the time. [...] There was nothing dishonest or delusional about this,

eine auf Sklavenarbeit begründete Plantagen- und Farmwirtschaft, die den Alltagsrhythmus der Pflanzer strukturierte und ihre Auslegungen der Ideen von Ehre, Unabhängigkeit, Macht und republikanischer Freiheit prägte.

Wie lassen sich diese Milieus nun sowohl sozioökonomisch als auch geistig-kulturell mit der atlantischen Geschichte verbinden? Welche Vorstellungen können daraus für die Beschreibung der Englandbilder im Antebellum-Süden abgeleitet werden? Vor allem die Idee der Ehre wird hier als Kategorie verwendet, mit der die Südstaatler sich selbst und ihr Bild von der restlichen Welt entschlüsselten. Dass sie ihr Verhältnis zu England in den Formen einer Ehrbeziehung beschrieben und davon auch in der Außenpolitik von 1861 bis 1865 anleiten ließen, ist eine zentrale These der vorliegenden Arbeit. Daher sind eingangs eine Reihe von Schlüsselfragen zu klären: Welche Bedeutung fiel dem Ehrkodex für die politische Kultur des Südens zu? Mit welchen Inhalten wurde er gefüllt? Welche sozialen Konsequenzen zog er nach sich?

Der „atlantische Fokus“ konzentriert sich in diesem Fall auf das Beziehungs- und Perzeptionsgeflecht zwischen den Südstaaten und England. Eine gleichgewichtige „bilaterale“ Darstellung der englisch-südstaatlichen Berührungsprozesse, welche die wechselseitige Interaktion zwischen den südstaatlichen Englandbildern und den englischen Südstaatenbildern zu untersuchen hätte, wird nicht angestrebt.²⁸ Erst in den Kapiteln über die Bürgerkriegsjahre weitet sich das Blickfeld. Die fest gefügten Vorstellungen der Konföderierten über England lassen sich in ihrer Wirkmächtigkeit nämlich erst dann voll erfassen, wenn sie vor der pragmatischen Unionsdiplomatie und dem Kalkül der Briten gespiegelt werden. Dort, wo sie in den Handlungsrahmen der Außenpolitik übergehen, ist gleichsam eine Multilateralisierung der Perzeptionen vorzunehmen. Nur so vermag man zu zeigen, wie die „Perzeptionen von Mächten“ in eine genuine „Macht der Perzeptionen“ übergangen.²⁹

these white Southerners thought of themselves as colonial Englishmen. Just as other Englishmen abroad later wore pith helmets and operated mines, Southern Englishmen owned slaves and ran plantations. Southerners, in fact, did not so much emulate the North as borrow may of the same materials from England that the North borrowed.“ Ayers, *What We Talk about When We Talk about the South*, 74.

28 Den gleichgewichtig komparativen Ansatz, der in der atlantischen Geschichtsschreibung ebenfalls prominent figuriert, benennt David Armitage als *Trans-Atlantic History*: „Trans-Atlantic history is the history of the Atlantic World told through comparisons.“ Armitage, *Three Concepts of Atlantic History*, 18.

29 So in Abwandlung des Titels der Arbeit von Lindemann, *Macht der Perzeptionen und Perzeptionen von Mächten*. Die politisch-kulturelle Entwicklung im Norden findet nur insofern Beachtung, als sie für die Krisenwahrnehmung der Südstaatler von Bedeutung war und die Tendenz zur Feindbildverschmelzung (England/Neu-England) beförderte. Eine separate Untersuchung der nordstaatlichen Englandbilder in der Antebellum-Zeit ist nicht Gegenstand der Arbeit.

Konzeption und Methodik: Englandbilder im gruppenbiographischen Zusammenhang

In seiner preisgekrönten Studie über die *Founding Brothers* von 1776 stellt der Historiker Joseph Ellis eine „Reihe von Annahmen“ auf,

die so entwaffnend altmodisch sind, dass sie im gegenwärtigen Klima wieder neuartig erscheinen könnten. Meines Erachtens waren die zentralen Ereignisse und Errungenschaften der Revolutionsära und der frühen Republik politischer Natur. [...] Die Hauptakteure in diesem Drama waren nicht die marginalen oder peripheren Gestalten, deren Lebensläufe typischer sind, sondern die politischen Führer im Zentrum der nationalen Geschichte, welche Macht ausübten. Mehr noch, die Gestalt und der Charakter der politischen Institutionen wurden durch eine relativ kleine Zahl von Führern bestimmt, die sich kannten, die miteinander in Abläufen zusammenarbeiteten und zusammenstießen.³⁰

Diese essayistisch überspitzten Ausführungen lassen sich auch auf die ideologischen Grundlagen und die operative Ausführung der konföderierten Außenpolitik übertragen. Konzipiert und ausgeführt wurde diese von einem überschaubaren Personenkreis³¹, dessen Mitglieder in der Vorkriegsunion prominente Positionen eingenommen hatten. Zum Zeitpunkt der Sezession im Schnitt seit zwei Jahrzehnten aktiv, gehörten sie einer erfahrenen Politikerschicht an, die ihre neuen Ämter mit fest gefügten Weltbildern antrat. Der Fokus liegt also auf dem Kreis jener Persönlichkeiten, von denen gesagt werden kann, dass sie politische Macht und geistigen Einfluss ausübten. Ihre Englandbilder sollen in einen gruppenbiographischen Zusammenhang gestellt werden, der soziale, politische und kulturellen Ursachen berücksichtigt. Auf diese Weise wird der Anspruch untermauert, das diplomatische Handeln einzelner Personen in einem besonderen historischen Zusammenhang tatsächlich erklären zu können.

Grob gesprochen, können die hier betrachteten Südstaatler in drei Kategorien eingeteilt werden: *Erstens* die älteren Figuren der frühen und mittleren Antebellum-Zeit, an denen sich die jüngeren Politiker orientieren oder von denen sie sich abgrenzten³²; *zweitens* die tatsächlichen Amtsträger der konföderierten Außenpolitik (Präsident, Außenminister, Beauftragte, Gesandte)³³ sowie *drittens* jene Vertreter aus diesem Kreis, die ihre Prominenz

30 Ellis, Sie schufen Amerika, 25 f. Der ungleich treffendere Originaltitel dieses gruppenbiographischen Zugriffs auf die Gründergeneration lautet *Founding Brothers: The Revolutionary Generation*.

31 Vgl. dazu die Erinnerungsschrift von Washington, Confederate State Department.

32 Neben Thomas Jefferson fallen darunter jene Südstaaten-Politiker, die im Verlauf der Antebellum-Zeit wichtige innen- und außenpolitische Posten einnahmen: Henry Clay aus Kentucky, John Randolph aus Virginia, John C. Calhoun aus South Carolina, William Cabell Rives und Andrew Stevenson aus Virginia, John Tyler und Abel Upshur aus Virginia sowie Duff Green aus Maryland/Missouri.

33 Es sind dies Jefferson Davis aus Mississippi (Präsident, 1861–1865), Robert A. Toombs

für publizistisches und intellektuelles Engagement nutzten. Solche Politiker-Intellektuelle³⁴ kommunizierten Englandbilder im öffentlichen Raum und trugen dazu bei, das geistige Fundament der konföderierten Diplomatie zu legen.³⁵

Folgendes ist nun bemerkenswert: Für die sozioökonomische Elite schuf überhaupt erst der Kontakt nach „außen“ die Grundlage für eine nach innen gerichtete Definition des „Südens“. Wer sich in Washington die Meriten verdiente und dort Kontakte knüpfte, wer als Pflanzer seine Agrarprodukte nach Europa verschiffen und gegen Provision absetzen ließ, der besaß letztlich Macht und Mittel, um eine Sklavenplantage zu unterhalten und ein öffentliches Amt auszuüben.³⁶ Das Wechselverhältnis zwischen überregionaler Erfahrung und provinzieller Identität war im Einzelfall unterschiedlich stark ausgeprägt. Sinnfällig spiegelt sich das in dem wohl bedeutsamsten Südstaatler der frühen Republik, der in einem separaten Kapitel als wichtiger Erschaffer und Kommunikator der Englandbilder vorgestellt wird: Thomas Jefferson. Universal gebildet und weitgereist, war Jefferson Weltbürger, Amerikaner und (vor allem) Virginier in einer Person. Zugleich hegte er einen ausgeprägten Hass auf England. Für ihn besaßen die Amerikaner bei all ihren Schwächen und Stärken doch eine große Tugend, nämlich *nicht* englisch zu sein. Im Verlauf seines langen politischen Lebens eignete er sich ein anglophobes Vokabular an, das schließlich in der „Sprache der amerikanischen Souveränität“³⁷ aufging.

Aus dieser Hinterlassenschaft entfalteten sich die Biographien der hier vorgestellten Antebellum-Südstaatler. Ihre Lebensläufe kreuzten sich an verschiedenen Stellen, bevor sie im Jahre 1861 in der Gesamtanstrengung aufgingen, die Konföderation unter den Nationen der atlantischen Welt diplomatisch zu etablieren. Was die Faktoren der Sozialisation in den Milieus Virgi-

aus Georgia (Außenminister, 1861), Robert. M. T. Hunter aus Virginia (Außenminister, 1861–1862), Judah P. Benjamin aus Louisiana (Außenminister, 1862–1865), Robert Barnwell Rhett aus South Carolina (Vorsitzender des Außenausschusses im konföderierten Kongress, 1861), William Lowndes Yancey aus Alabama (Kommissarischer Beauftragter in England, 1861–1862), James Murray Mason aus Virginia (Gesandter in England, 1862–1863), John Slidell aus Louisiana (Gesandter in Frankreich, 1862–1865).

34 Der Begriff wird hier entliehen von Schivelbusch, *Kultur der Niederlage*, 60.

35 Prototypische Politiker-Intellektuelle der Antebellum-Zeit waren William Cabell Rives aus Virginia oder James Henry Hammond und William Henry Trescot aus South Carolina. Als Berufspolitiker waren sie keine klassischen Intellektuellen, sondern nutzen die öffentliche Aufmerksamkeit, die sie auf ihre Person zu ziehen vermochten, für ein publizistisches Engagement. Dennoch besaßen sie als *men of mind* (so die zeitgenössische Selbstbeschreibung) durchaus „some kind of ‚cultural authority‘“, also eine „acknowledged intellectual position or achievement in addressing a broader, non-specialist public.“ Collini, *Absent Minds*, 47 f.

36 Vgl. Ayers, *What we talk about When we Talk about the South*, 74.

37 Vgl. Onuf, *Jefferson’s Empire: The Language of American Nationhood*.

nias, South Carolinas und der Baumwollstaaten anbetrifft, stellen sich für diese – zum Teil sehr verschiedenen – Biographien ähnliche Fragen³⁸: Über welche Stationen nahmen die späteren Politgrößen ihren sozialen Aufstieg? Auf welche kulturellen Imperative wurden sie fixiert? In welche Bahnen lenkten sie ihre politische Loyalität und – sofern nachweisbar – durch welche frühen Englandbilder wurde das unterfüttert?

Nach ihrem Wechsel von der regionalen auf die bundespolitische Ebene blieben die Südstaatler dem partikularen Denken fast durchweg verpflichtet.³⁹ Dass der „Süden“ überhaupt aus der Union herausgeführt und staatlich neu organisiert werden konnte, war nur aufgrund einer Vielzahl von eingefahrenen Austauschprozessen möglich. Solche Kontakte reichten vom Einfluss dominierender Einzelpersonlichkeiten über Netzwerke in Washington bis hin zu überstaatlichen Konventen oder der Distribution von Zeitungen und Zeitschriften. Dieselben Südstaaten-Politiker, die in den Jahrzehnten zuvor als Senatoren oder Kongressabgeordnete miteinander kooperiert oder sich gegenseitig bekämpft hatten, gelangten 1861 in die neue Regierung und waren auf die eine oder andere Weise mit dem Entwurf der Diplomatie beschäftigt. Verschiedene Strömungen und Temperamente stießen dabei aufeinander: Moderate Unionisten, *Whigs* und Demokraten waren ebenso vertreten wie radikale Sezessionisten oder *Southern Rights Democrats*, die zwar grundsätzlich keine Spaltung wünschten, sie aber in Kauf zu nehmen bereit waren.

Was sie über England und Europa dachten, hatte auch damit zu tun, ob sie in den großen Streitfragen der Zeit eher zur Radikalität oder zur Mäßigung tendierten. Deutlich wird das durch die Verwendung von Schlüsselbegriffen, mit denen sie ihre Sicht auf sich selbst mit den äußeren Verhältnissen in Einklang zu bringen versuchten. Auf welche Weise sie die Assoziationen von Ehre und Macht, von Sklaverei und Freiheit mit ihrem Englandbild verknüpften, gilt es ebenso zu untersuchen wie den Effekt, den sie damit in den innenpolitischen Debatten zu erzielen wünschten. Dabei zeigt sich das hier

38 In diesem Sinne soll zunächst eine „Sozialgeschichte der Milieus professioneller Außenrepräsentanten“ geschrieben werden, wie sie Jürgen Osterhammel eingefordert hat – also im Hinblick auf Herkunft, akademische Ausbildung und sozialen Aufstieg. Osterhammel, *Internationale Geschichte, Globalisierung und die Pluralität der Kulturen*, 400. Unter den Sozialisationsfaktoren, die für die Formierung der Englandbilder erklärend herangezogen werden, bleibt der Bereich „Religion“ weitgehend ausgeklammert. Religiöse Motive nahmen in den hier untersuchten Englandbildern keinen prominenten Platz ein, sondern beeinflussten eher die Emphase, mit der sie artikuliert wurden. Bibelbezüge spielen allenfalls für die Verteidigung der Sklaverei im Sinne des *Pro Slavery Argument* eine Rolle. An den entsprechenden Stellen wird dies berücksichtigt.

39 Die Südstaaten sind daher „ein beeindruckendes Beispiel“ für die Erforschung der regionalen Bezüge außenpolitischer Entscheidungsprozesse. Hunt, *Krise der Diplomatiegeschichte*, 70, Anm. 13.

entworfene Bild keineswegs linear, sondern oft fragmentarisch, uneinheitlich und zerrissen: Bisweilen weisen atlantische Bezugspunkte den direkten Weg in das Denken der Politiker und Intellektuellen. Manchmal erschließen sie sich aber erst durch ihre politische Semantik – durch Vergleiche, Metaphern oder historische Referenzen; mal schimmern sie stärker durch, mal schwächer; mal sind sie negativ assoziiert, mal positiv.⁴⁰

Kultur und Perzeption

Den „sogenannten ‚weichen‘ Faktoren wie Ideen, Normen, Werte[n und] Kultur“⁴¹, so dürfte schon deutlich geworden sein, fällt für die Südstaaten-Politik in den Antebellum-Jahrzehnten und während des Bürgerkrieges eine entscheidende Bedeutung zu. Zwar sind die kulturellen Ursachen politischen Handelns in den Quellen oft schwer nachzuweisen: „Officials [...] did not, in fact, write down all that they believed to be true about the world in which they lived or the regions they governed“, wie Philip Curtin in einem anderen Zusammenhang konstatiert hat: „Beyond the world of dispatches, there was also a world of unstated assumptions.“⁴² Die ideologische Schärfe der Nord-Süd-Kontroverse, in der – überspitzt formuliert – um das Problem von Sklaverei und Freiheit in der Sprache der Ehre gestritten wurde, trug jedoch dazu bei, dass sich die „unspoken assumptions“⁴³ eher in *outspoken assumptions* verwandelten. Auf bisweilen aggressive Weise manifestieren sich in den Englandbildern Überzeugungen und Ideen, die hinter den augenscheinlichen Ereignissen der Zeit lagen.⁴⁴ Diese Formulierung macht deutlich, dass hier ein weitgefasster Kulturbegriff verwendet wird, der „darauf aufmerksam machen [will], dass Menschen ihre Wirklichkeit nicht einfach wahrnehmen und hinnehmen als das, was sie ist. [...] Es geht einem solchen weiten Kulturbegriff um individuelle und kollektive Bedeutungszusammenhänge, die aus der Wirklichkeit überhaupt erst eine sinnhafte Wirklichkeit machen.“⁴⁵

Hieraus kann eine wirkungsgeschichtlich orientierte Perzeptionsforschung Erkenntnisse über außenpolitische Entscheidungsprozesse gewin-

40 Neben den Englandbildern im engeren Sinne werden also auch Metaphern aus dem Bereich der politischen Sprache untersucht, die traditionell als anglophil oder anglophob konnotiert galten. Besonders offensichtlich ist das für die Despotismus-, Monarchismus-, und Tyranneivokabeln, die nach der Revolution in den politischen Diskurs der frühen Republik überführt wurden und auch in den Antebellum-Jahren noch zum Einsatz kamen.

41 Lehmkuhl, *Diplomatiegeschichte als internationale Kulturgeschichte*, 397.

42 Curtin, *Image of Africa*, vii.

43 Joll, *Unspoken Assumptions*.

44 Vgl. Bailyn, *Challenge of Modern Historiography*, 22; ders., *Ideological Origins of the American Revolution*, x.

45 Landwehr/Stockhorst, *Kulturgeschichte*, 10.

nen.⁴⁶ Das klassische Deutungsmuster des „Interesses“ ist vor dem Hintergrund der Kategorien „Meinung“ und „Anschauung“ einzuordnen: Wenn Interessen aus einer spezifischen Interpretation der Welt abgeleitet werden, dann gilt es diese Interessen nicht nur darzustellen, sondern ihr Zustandekommen zu erklären und die kulturellen Muster dahinter freizulegen. Dafür liefern die Biographien außenpolitischer Entscheidungsträger verschiedene Impulse – etwa mit Blick auf die individuelle Wahrnehmungsebene⁴⁷, die Prägekräfte der Sozialisation sowie die Aneignung beziehungsweise Umdeutung kollektiver Ideen.

Die hier beschriebenen Perzeptionen müssen keineswegs mit den im historischen Sinne „realen“ Verhältnissen deckungsgleich sein oder gar heutigen moralischen Urteilskategorien entsprechen. Dass dies für die ideologisch aufgeladenen Englandbilder oder die Verteidigung der Rassensklaverei so gilt, braucht kaum eigens unterstrichen zu werden.⁴⁸ Die Konzentration auf die Südstaaten-Elite darf auch nicht den Eindruck entstehen lassen, die Masse der kleineren (nicht sklavenhaltenden) Farmer hätte deren Vorstellungen und Interessen vorbehaltlos geteilt.⁴⁹ Wenn darüber hinaus Pflanzler, Politiker und Intellektuelle „ihren“ Süden als agrarisch-konservative Idealgesellschaft entwarfen, heißt das keineswegs, dass sich die südstaatliche Wirtschaft nicht modernisierte (auch wenn sie es im Vergleich zum Norden nur äußerst langsam tat).⁵⁰

Perzeptionen kreieren eine „Welt in unseren Köpfen“⁵¹, die als real begriffen wird und handlungsanleitend wirken kann. Auf breiter Quellenbasis soll das „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“⁵² zerschnitten und geordnet werden, durch die Südstaatler ihrer Welt Sinn verliehen und diese Erkenntnis miteinander teilen.

46 Vgl. so bereits Jervis, *Perception and Misperception*, 8. Jervis bezeichnet die Perzeptionsanalyse explizit als „aspect of the decision-making approach“. Ebd., 9.

47 Vgl. Fiebig-von Hase/Lehmkuhl (Hg.), *Enemy Images in American History*, 4.

48 Andrew Preston umschreibt diesen Sachverhalt folgendermaßen: „[H]istorians of slavery are not compelled to adopt the moral or political viewpoint of either the slave or the slaveholder.“ Preston, *Bridging the Gap*, 812.

49 Diese Schichten sind nicht Teil der vorliegenden Untersuchung – ob und in welchem Ausmaß ihre Weltsicht durch auswärtige kulturelle Bezüge geprägt wurde, ist hier nicht zu beantworten. Dass kulturell fundierte Überlegenheitsvorstellungen auch den (frühen) Kampfeswillen der konföderierten Soldaten im Bürgerkrieg beeinflussten, kann allerdings als wahrscheinlich gelten. Sehr weit gehen hier McWhiney/Jamieson, *Attack and Die*. Vgl. ferner die differenzierte Feldpostanalyse bei McPherson, *For Cause & Comrades*.

50 Zur ökonomischen Modernisierung vgl. Downey, *Planting a Capitalist South*; Henderson, *Planter's Progress*.

51 Downs/Stein, *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*.

52 Geertz, *Dichte Beschreibung*, 9.

Union oder Konföderation?

Ursprünge und Bezugspunkte des südstaatlichen Nationalismus

Der Bürgerkrieg war nicht nur ein tiefer Epocheneinschnitt in der Geschichte der Vereinigten Staaten, sondern auch ein Testfall für Entstehung und Umbildung von Nationen. Gerade weil sich dieses Bild in den Köpfen von Zeitgenossen und Nachgeborenen so tief eingebrannt hat, erscheint es bemerkenswert, dass die Südstaaten aufs Ganze gesehen keineswegs nach einer separaten nationalstaatlichen Organisation strebten (die Zahl der programmatischen Sezessionisten blieb während der Antebellum-Jahre vergleichsweise klein).

Was schließlich auch die moderateren Politiker auf die Sezession umschwenken ließ, war die – teils realistisch begründete, teils überzogen wahrgenommene – Gefahr für den Fortbestand der Sklaverei, mit der sich nicht nur ihr sozioökonomischer Status, sondern auch ihre Vorstellung einer spezifisch südstaatlichen Lebenskultur (*Southern Way of Life*) verknüpfte. Bei der Frage nach Union oder Konföderation war für den Süden entscheidend, unter welchem nationalen Dach die *essentials* seiner Identität⁵³ am sichersten bewahrt werden konnten. Dass die unionistische Mehrheit im Jahre 1860 zur gleichen Meinung gelangte wie die sezessionistische Minderheit, hat den entscheidenden Ausschlag zum Vollzug der Sezession gegeben.

Gleichwohl pflegten die Südstaatler keineswegs ein rein funktionales Verhältnis zur amerikanischen Nationalität, sondern fühlten sich dem revolutionären Erbe von 1776 (in seiner partikularistischen Auslegung) tief verbunden. Der Bruch vollzog sich auf schmerzhaft Weise und konnte nur durch den Anspruch abgefedert werden, die ursprünglich-reine Republik zu restaurieren. Über Jahrzehnte hinweg hatten Politiker und Publizisten im Süden ihre geistige Energie darauf verwendet, die Identität des Südens in der Fluchtlinie der Gründerunion zu halten (und gleichzeitig von den Gegenwartsentwicklungen abzugrenzen). Obwohl nur eine Minderheit bereit gewesen war, diese Abgrenzungsarbeit mit einem konkreten Sezessionsappell zu versehen,

53 Wie Adam I. P. Smith diesen Zusammenhang charakterisiert hat: „National identity – like other forms of identity, including race – is malleable and historically contingent. Antebellum American nationalism usually reinforced, rather than undermined local, state and regional identities. ‚The South‘ certainly conceived of itself as a separate entity long before the Civil War, and slavery was evidently crucial to that process of self-definition.“ Smith, *Civil War*, 7. Während der Antebellum-Zeit waren die Publizisten bemüht, die Wesensmerkmale der kulturellen Identität des Südens durch die Vorstellung einer spezifischen südstaatlichen „Zivilisation“ herauszuarbeiten. Vgl. etwa: *Is Southern Civilization worth Preserving?*, in: *Southern Quarterly Review* 1 (1851), 189–225; *Hints on Southern Civilization*, in: *Southern Literary Messenger* 4 (1861), 308–313; *Southern and Northern Civilization Contrasted*, in: *Russell’s Magazine* 5 (1857), 97–107; *A Few Thoughts on Southern Civilization*, Nr. I, in: ebd. 6 (1857), 224–228, Nr. II, in: ebd. 7 (1857), 338–349, Nr. III, in: ebd. 9 (1857), 546–556, Nr. IV, in: ebd. 12 (1857), 212–226.

ließ sich das Material reibungslos in die Konzeption eines *cultural nationalism*⁵⁴ einfügen, der 1860/61 das Fundament der Konföderation legte.

Englandreferenzen haben für die Identitätskonstruktionen außerhalb und innerhalb der Union eine bedeutsame Rolle gespielt. Darüber hinaus ist der Prozess, mit dem sich aus einer partikularen Identität zwar nicht zwangsläufig, aber eben auch nicht völlig kontingent eine separate Nationalität herauschälte, von besonderem historischen Interesse. In Bezug auf die Englandbilder soll daher immer wieder gefragt werden: Welche Rolle spielten sie für die Unterfütterung zunächst der südstaatlichen Identität, später der südstaatlichen „Nation“?

Hier wird einem gemäßigten Konstruktivismus gefolgt, der sich mit dem Namen des Sozialwissenschaftlers Anthony D. Smith verbindet. In Abgrenzung von der radikalkonstruktivistischen Schule der 1980er Jahre, welche den artifiziellen Charakter der Nation hervorgehoben hatte⁵⁵, sieht Smith die Formierung nationaler Identitäten im Zusammenhang mit ihren realen ethnischen und religiösen Hintergründen. Sicher tragen Nationen konstruierte Züge, sicher sind sie auch kontingente Produkte und keine ewig existenten, unveränderlichen Gebilde, aber oft beruhen sie eben doch auf Traditionen, Gebräuchen und einem verbindenden historischen Erbe, das sich über Generationen hinweg im Kollektivgedächtnis einer Gemeinschaft eingepägt hat.⁵⁶

Traditionen, so ließe sich eine bekannte Formel von Eric Hobsbawm und Terence Ranger⁵⁷ abwandeln, wurden weniger „erfunden“, sondern aufgegriffen, durchaus auch instrumentalisiert, umgedeutet oder in andere Sinnzusammenhänge gestellt.⁵⁸ Für die Legitimation einer nationalen Idee wird die Geschichte nicht erfunden, sondern aus dem „Fundus der Vergangenheit [...]“

54 Eine Pionierarbeit über die geistigen Grundlagen der konföderierten Nationalidee ist McCardell, *Idea of a Southern Nation*. Auch Emory Thomas verwendet den Begriff des *cultural nationalism* in seiner älteren, aber immer noch nützlichen Gesamtdarstellung. Vgl. Thomas, *Confederate Nation*, 17–37. Nicht mehr zeitgemäß ist Craven, *Growth of Southern Nationalism*. Vgl. ferner maßgeblich Freehling, *Road to Disunion*, 2 Bde., wo in bisweilen pointierter Form auf die regionalen Differenzen und den soziokulturellen Variantenreichtum im Süden hingewiesen wird.

55 Vgl. so vor allem bei Anderson, *Erfindung der Nation*; Gellner, *Nationalismus und Moderne*.

56 Vgl. Smith, *Ethnic Origins*, 7–13, sowie umfassend ders., *Nationalism and Modernism*. Wie John Breuilly urteilt, hat Smith hiermit „einen ausgewogenen Mittelweg gefunden zwischen einer nationalistischen Position, die naiv eine ungebrochene Geschichte der Nation annimmt, und einem Standpunkt, der die Nation als eigentümliches modernes Konstrukt beschreibt“. Breuilly, *Nationalismus und moderner Staat*, 243. Vgl. in globaler Perspektive ähnlich urteilend Bayly, *Birth of the Modern World*, 202. Vgl. ebenso Geary, *Europäische Völker*, 26f; Langewiesche, *Nationalismus – ein generalisierender Vergleich*, 175 ff.

57 Vgl. Hobsbawm/Ranger, *Invention of Tradition*.

58 Vgl. die Anwendung eines solchen Ansatzes auf die Mythenforschung bei Milfull/Neumann (Hg.), *Mythen Europas*.

neu eingekleidet“.⁵⁹ Nationalisten bedienen sich aus einem „Vorrat von Vorstellungen, Mythen, Legenden und – in der Tat – verifizierbaren Ereignissen [...], die das nationale Gedächtnis ausmachen“.⁶⁰ Wie Peter Burke kürzlich angemerkt hat, gehört der Wandel ohnehin zu den „Paradoxien der Tradition“, muss sich das, „was in einer Tradition weitergegeben wird“, ganz zwangsläufig neuen Bedeutungsbelegungen öffnen, damit die Tradition nicht ausstirbt.⁶¹

Gerade im Falle des amerikanischen Südens erscheint es wenig sinnvoll, die primordialen und konstruktivistischen Nationalismuskonzepte gegeneinander auszuspielen. Von einer ideengeschichtlichen Warte aus gesehen, wurde die Republik in den 1840er und 1850er Jahren von einem Konflikt um die nationale Deutungshoheit erschüttert, in dem unterschiedlich akzentuierte Vorstellungen von Nationalität und Gemeinschaft aufeinanderprallten.⁶²

Der republikanische Nationalismus nordstaatlicher Intellektueller, wie ihn beispielsweise Charles Sumner aus Massachusetts artikulierte, schöpfte seine ideologische Energie aus dem Bewusstsein des präzedenzlos Neuen⁶³; er bezog sich auf Staatssymbole wie die Flagge, die Unabhängigkeitserklärung oder die Verfassung und nahm stolz für sich in Anspruch, nach dem Motto *E pluri-bus unum* die Einheit in der Vielfalt unter dem Dach *einer* Regierung zu garantieren. Für Sumner, der seine Gedanken hierüber im November 1867 vor der *New York Young Men's Republican Union* darlegte, hatten sich die althergebrachten Vorstellungen nationaler Einheit auf „a race or people of common descent or language“ bezogen. In Amerika hingegen besaßen die Loyalitäten gegenüber der Nation einen säkularen politischen Charakter: „They contemplate a political unity, rather than a unity of blood or language.“⁶⁴

Die Menschen bekamen ihren Platz in der Nation demnach nicht vorrangig durch ethnische oder territoriale Determinanten zugewiesen, sondern durch die schöpferischen Impulse einer Idee, die aber nun ihrerseits als unveränderlich, zeitenthoben und für die Ewigkeit zu gelten hatte: „For better or worse we are bound together in one indissoluble bond. The National Union is a knot, which, in an evil hour, the sword may cut, but which no mortal power can unloose without the common consent.“⁶⁵ Zu dieser melancholischen Referenz mochte Sumner veranlasst worden sein, weil zum Zeitpunkt seiner Rede

59 Langenwische, ‚Erfindung der Nation‘, 616.

60 Blanning, *Altes Europa*, 30.

61 Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, 41 f.

62 Die Überlegungen zum Dualismus zwischen republikanischem und ethnischem Nationalismus in der Antebellum-Union folgen hier McPherson, *Is Blood Thicker than Water?*

63 Zum Problem des amerikanischen Exzeptionalismus vgl. im Überblick Rodgers, *Exceptionalism*; Shafer, *Is America Different?*; Adams/van Minnen (Hg.), *Reflections on American Exceptionalism*; Glaser/Wellenreuther (Hg.), *Bridging the Atlantic*.

64 Sumner, *Are We a Nation?*, 5.

65 Ebd., 11.

weite Teile des Südens in Schutt und Asche lagen. Denn in der Tat hatte sich der von ihm entworfene Unionsnationalismus nur mit Waffengewalt gegen die Idee einer separaten konföderierten Nation behaupten können.

Wohlgemerkt: Das Nationalbewusstsein der Südstaatler speiste sich lange Zeit aus den gleichen geistigen Quellen wie dasjenige der Nordstaatler – dem protestantischen Religionserbe, der Erinnerung an die gemeinsam erkämpfte Unabhängigkeit, der Bindung an die Verfassung und die Institutionen der Vereinigten Staaten.⁶⁶ Die Sezessionisten hatten die schwierige Aufgabe zu bewältigen, den Süden mit dem Argument aus der Union herauszulösen, genau diese Union – in ihrem ursprünglichen, unkorruptierten „Reinzustand“ – wiederherzustellen. Um das Idealtypische der Vergangenheit vom Ablehnenswerten der Gegenwart hervorzuheben, vermischten Publizisten und Politiker den republikanischen Gründungsmythos mit einem mythisch verbrämten Ethno-Nationalismus, der auf die – tatsächlichen und vermeintlichen – englischen Bezüge der südstaatlichen Kultur zurückgriff. Aus den im anglo-amerikanischen Erbe verfügbaren Materialien schöpfend, zeichneten sie ein Bild von sich selbst als ein besonderes Volk mit eigener Bestimmung, das mit dem bewunderten Teil der britischen Gesellschaft verbunden war, dem aristokratischen, dem „besseren“ England.⁶⁷ Unter politischen Gesichtspunkten diente diese Teilungsmithologie zur Betonung der Differenzen zwischen Nord und Süd.⁶⁸ Darüber hinaus bediente sie aber auch in einer grundsätzlichen Sehnsucht nach dem, was das junge Amerika – „a new nation, born of the Enlightenment and based on rational principles, created in full light of historical day“⁶⁹ – offenkundig nicht besaß: ein rückwärtsgewandtes „Sinnversprechen“, mit dem die Beschwörung der Vergangenheit zum „Garanten der Zukunft“ verklärt werden konnte.⁷⁰

66 Zum verbindenden Erbe vgl. prägnant Wellenreuther, *Exploring Misunderstandings*, 164.

67 Vgl. aus den frühen Bürgerkriegsjahren etwa Fitzhugh, *Superiority of Southern Races*, in: *DeBow's Review* 7 (1861), 369–381; Moore, *Southern Civilization*, in: *DeBow's Review* 1 (1862), 1–19. Zum literarischen Niederschlag der südstaatlichen Englandmythen vgl. Taylor, *Cavalier and Yankee*.

68 Vgl. Davis, *Look Away!*, 41.

69 Temperley, *Britain and America since Independence*, 46. „Americans“, so hat Gordon Wood vermerkt, „lack a misty past“. Wood, *Relevance and Irrelevance of American Colonial History*, 144.

70 Münkler, *Politische Mythen und nationale Identität*, 21. Solche „Welterklärungen, Sinnstiftungen und Wertfindungen, auf welche die Politik und Gesellschaft aus Gründen der politisch-sozialen Integration und der Identitätsfindung nicht verzichten können, [bedienen] sich in Form von Geschichtserzählungen, Geschichtsbildern und Geschichtsdeutungen der Vergangenheit“. Sie setzen also „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zueinander in Bezug“. Dotterweich (Hg.), *Mythen und Legenden in der Geschichte*, 7.

Literaturlage und Forschungsstand

Gerade die Südstaaten-Diplomatie, so hat der Historiker George Rable vor wenigen Jahren die Forschungslage beurteilt, bleibt „ein Thema, das kreativere Annäherungen braucht“.⁷¹ In den einschlägigen Sammelbänden über die Ursachen der konföderierten Niederlage im Bürgerkrieg, die so zugespitzte Titel tragen wie *Why the South Lost*⁷² und *Why the Confederacy Lost*⁷³, wird den Dogmen der Außenpolitik keine Bedeutung zugemessen.⁷⁴

Noch immer ist deshalb Frank Lawrence Owsleys *King Cotton Diplomacy* aus dem Jahre 1931 die umfangreichste Studie zum auswärtigen Auftritt der Konföderation.⁷⁵ Obwohl der dort konstatierte Primat des Ökonomischen seine Gültigkeit nicht verloren hat, muss die Tendenz dieses Werkes doch historisierend eingeordnet werden.⁷⁶ Owsley gehörte einem agrarromantischen Intellektuellenzirkel an, der 1930 eine Essayanthologie mit dem Titel *I'll Take My Stand: The South and the Agrarian Tradition* veröffentlichte.⁷⁷ Im Großen und Ganzen führte er mit seiner empirisch so dicht unterfütterten *King Cotton Diplomacy* doch eine Anklage gegen die kalte Interessenpolitik, mit der sich Europas Mächte vom Krieg in Amerika distanziert hätten.⁷⁸

71 Rable, *The Civil War*, 261. Durchaus ergiebig, aber eben nicht vorrangig, wird die Konföderationsdiplomatie in den Standardwerken zur internationalen Dimension des Bürgerkrieges behandelt. Vgl. bereits Adams, *Great Britain and the American Civil War*, 2 Bde; Crook, *North, South, and the Powers*; Jenkins, *Britain and the War for the Union*, 2 Bde; Jones, *Union in Peril*; ders., *New Birth of Freedom*. Vgl. weniger geglückt Mahin, *One War at a Time*.

72 Vgl. Beringer u. a., *Why the South Lost*.

73 Vgl. Boritt (Hg.), *Why the Confederacy Lost*.

74 Ein auf die Gründe für den nordstaatlichen Sieg konzentrierter Sammelband mit dem komplementären Titel *Why the North Won* hatte bereits 1960 einen Aufsatz über „Northern Diplomacy and European Neutrality“ enthalten. Vgl. Graebner, *Northern Diplomacy and European Neutrality*. Wenn die Außenpolitik für den Triumph des Nordens mitentscheidend war, so leuchtet es unmittelbar ein, dass sie auch für die Niederlage des Südens eine wichtige Rolle spielte. Als eigenständiges Forschungsfeld, über dessen methodische Innovationen in den Historiographieberichten laufend berichtet wird, hat sie sich aber noch nicht etabliert. Vgl. etwa die Auslassung des Themas bei McPherson/Cooper, Jr., (Hg.), *Writing the Civil War*; Boles (Hg.), *Companion to the American South* (hier allerdings die historiographiegeschichtlichen Bemerkungen in dem Beitrag von Rable, *The Civil War*, 261); Ford, *Companion to Civil War and Reconstruction*. An anderen Themen interessiert ist auch Thomas, *Clio at Climax*.

75 Vgl. Owsley, *King Cotton Diplomacy*. Owsleys Werk wurde nach seinem Tod im Jahre 1959 in einer überarbeiteten Neuauflage herausgegeben.

76 Für eine sanfte Revision von Owsleys Thesen vgl. Cresap, *Frank L. Owsley and King Cotton Diplomacy*; kritischer urteilte zuletzt Rable, *Civil War*, 261.

77 Vgl. Ransom u.a., *I'll Take my Stand* (verschiedene Auflagen).

78 Vgl. Owsley, *King Cotton Diplomacy*, bes. 542–548.

Obwohl in den folgenden Jahren durchaus Korrekturen an diesem Bild vorgenommen wurden⁷⁹, erschien erst 1998 mit Charles M. Hubbards *Burden of Confederate Diplomacy* eine neuerliche Gesamtdarstellung zum Thema⁸⁰, die freilich eher als multilateral verzweigte Diplomatiegeschichte der Bürgerkriegsjahre angelegt ist und der kulturellen Herleitung der Außenpolitik eher wenig Raum einräumt. Sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass der Süden in jüngster Zeit verstärkten Einfluss auf die bundespolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten ausübt⁸¹, hat Joseph Fry 2002 den Versuch unternommen, seine Rolle in der amerikanischen Außenpolitik von 1789 bis 1974 komprimiert nachzuzeichnen.⁸² Für die frühe Republik und die Antebellum-Zeit benennt Fry die zentralen Kulturkräfte, die den südstaatlichen Blick auf die Welt formten – einen von agrarromantischer Sehnsucht durchzogenen Republikanismus, den Kodex der Ehre und die Verteidigung der Sklaverei.

Was Fry als synthetisierende Gesamtschau anlegt, soll hier am Beispiel der Konföderationsdiplomaten konkretisiert werden. Weil sie sich bereits in der Vorkriegszeit zu politischen Schwergewichten entwickelten, die auf Bundes- und Staatenebene Einfluss ausübten, haben fast alle der hier vorgestellten Protagonisten ältere oder neuere biographische Würdigungen erfahren, ohne dass der Versuch unternommen worden wäre, ihre Attitüde gegenüber der atlantischen Welt in einen vergleichenden Zusammenhang zu setzen.⁸³

An dieser Stelle weist die Untersuchung Berührungspunkte mit der südstaatlichen Geistesgeschichte auf, die in den letzten Jahren besonders intensiv diskutiert worden ist. So heben Eugene und Elisabeth Fox-Genovese die utopischen und romantischen Züge im Geschichtsverständnis der Südstaatenelite hervor.⁸⁴ Ihre These, dass sich hieraus eine tief sitzende Angst vor umwälzenden Veränderungen herauslesen lässt, ist auch für die Analyse der

79 Vgl. vor allem Blumenthal, *Confederate Diplomacy*. Vgl. auch die Kapitel zur Außenpolitik bei Eaton, *Southern Confederacy*, 61–81; Roland, *Confederacy*, 100–124; Thomas, *Confederate Nation*, 167–189.

80 Vgl. Hubbard, *Burden of Confederate Diplomacy*. Eine neuere, an der kanadischen Haltung gegenüber der Konföderation interessierte Studie ist Mayers, *Dixie & the Dominion*.

81 Vgl. Applebome, *Dixie Rising*.

82 Vgl. Fry, *Dixie Looks Abroad*. Eine frühere Arbeit über die Rolle partikularer Strukturen in der amerikanischen Außenpolitik liegt vor mit Chester, *Sectionalism, Politics, and American Diplomacy*. Vgl. in diesem Sinne auch für die *Postbellum*-Zeit und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts McWilliams, *New South Faces the World*.

83 Die einzelnen Biographien, die von veralteten Hagiographieschriften bis zu aktuellen Spezialstudien reichen, werden an dieser Stelle nicht diskutiert, sondern jeweils im Kontext der entsprechenden Kapitel vorgestellt. Bemerkenswerte Forschungsdesiderate bieten nur die politischen und intellektuellen Lebensläufe von William Cabell Rives aus Virginia und William Henry Trescot aus South Carolina.

84 Vgl. Genovese/Fox-Genovese, *Mind of the Master Class*.

Englandbilder relevant. Gleiches gilt für die umfassende Analyse der intellektuellen Landschaft des Südens, mit der Michael O'Brien Maßstäbe für die künftige Forschung gesetzt hat.⁸⁵ O'Brien verfolgt das Engagement der Intellektuellen in sämtlichen Bereichen geistigen Lebens und legt dabei besonderen Wert auf ihre – sicherlich oft ablehnend-negative, aber dennoch auszumachende – Auseinandersetzung mit den Zeitgeist-Strömungen in der atlantischen Welt.

Die Ausrichtung dieser aktuellen ideengeschichtlichen Forschungen unterstreicht den hier formulierten Anspruch, den signifikanten Teilbereich der Englandbilder auf die politische Sphäre zu übertragen und als Deutungsangebot für die Außenbeziehungen von 1861 bis 1865 vorzuschlagen.

85 Vgl. O'Brien, *Conjectures of Order*. Vgl. auch bereits O'Brien/Moltke-Hansen, *Intellectual Life in Antebellum Charleston*; O'Brien, *Rethinking the South*. Vgl. ferner Moltke-Hansen, *Intellectual and Cultural History of the Old South*, 223. Zu den Intellektuellen und Geisteszirkeln vgl. nach wie vor die Pionierstudie von Faust, *A Sacred Circle*. Vgl. zu den „literary fire-eaters“ des Südens auch Wyatt-Brown, *Hearts of Darkness*, 35–63.